

Die Geschichte des Wohnens

008 / 015

Die eigenen vier Wände sind Rückzugsort, gesellschaftlicher Mittelpunkt und zugleich Spiegelbild unseres Lebensstils. Modetrends und Zeitgeist prägten die Gestaltung des Eigenheims, die sich zu einem florierenden Wirtschaftszweig etabliert hat. Diese Geschichte der Innenarchitektur macht die Ausstellung „Home Stories“ des Vitra Design Museum in Weil am Rhein zum begehbaren Erlebnis.

Exakte Geometrien in Uster

060 / 067

Direkt gegenüber dem Bahnhof Uster haben Käferstein & Meister ein Mehrfamilienhaus neu entworfen. Geprägt von umgebenden Diversitäten, entstand ein höchst individuelles Projekt, das sich dank seiner tektonischen Fassade harmonisch in die Baulücke zwischen zwei Bankgebäuden eingliedert. Mit der Methode des Collagierens entstand ein Neubau, der auf den ersten Blick nicht als solcher wahrgenommen wird.

Material Stein

090 / 101

Härte und Ehrlichkeit zeichnen das Material Stein aus: Trotz seiner Robustheit ist bei der Verarbeitung des Naturprodukts viel Feingefühl gefragt. Doch vor allem mit seiner Vielfältigkeit begeistert der Stein: Diese reicht von den unzähligen Möglichkeiten in der Verwendung bis hin zu den einzigartigen Farbgebungen und Oberflächenbeschaffenheiten des Naturprodukts als Ergebnis eines langen Entstehungsprozesses.

Thema Komfort und Genuss

102 / 111

Durch die individuelle Gestaltung unseres Zuhauses schaffen wir uns hier die eigene Komfortzone: Wo wir uns wohlfühlen, da bleiben wir gerne. So kombinieren wir nach den persönlichen Wunschkonstellationen verschiedenste Materialien mit diversen Oberflächenstrukturen und spielen dabei gerne mit unterschiedlichsten Farbigkeiten. Ein Prozess, in dem wir vor allem auf die Expertise von Fachleuten vertrauen.

#2
2020

CHF 14.-
www.modulor.ch
info@modulor.ch

IN ÖSTERREICH

016 / 060

MODULØR



02



Ein Gespräch mit Astrid Stauer und Thomas Hasler

IN ÖSTERREICH IST OFT DAS UNGEKLÄRTE DAS PROGRAMM.

von Tina Mott (Text)

Astrid Stauer und Thomas Hasler wagten den Sprung ins Unbekannte. Vor fast 10 Jahren beschlossen sie, in eine unbekannte Welt einzutauchen und folgten dem Ruf an eine der grössten Technischen Hochschulen Europas. Welche Erfahrungen prägten ihren Blick auf die universitäre Lehre und das Leben in der Hauptstadt des östlichen Nachbarlandes? Und warum fühlt sich dort jede Professur an wie ein kleines Kaiserreich?

Das Entwurfsverfahren des synchronen Entwerfens basiert auf dem Springen zwischen Zeichnungs-, Modell- und Textarbeit.

Sie leiten seit 2011 die Abteilung für Hochbau und Entwerfen an der Technischen Universität in Wien. Welche Motive haben Sie dazu veranlasst, als renommierte Schweizer Architekturschaffende mit Lehrerfahrung an verschiedenen nationalen Hochschulen eine Professur in Österreich anzunehmen?

Astrid Staufer: Als die Professur ausgeschrieben wurde, unterrichteten wir bereits an der EPFL in Lausanne und führten dort das Laboratoire de l'expression. An einen Wechsel hatten wir nicht gedacht, bis wir im Zuge einer Nachnominierung von der Berufungskommission direkt angefragt wurden. Man wollte der Konstruktion im Entwurfsprozess an der TU wieder mehr Bedeutung geben, nachdem dieser Aspekt als Folge der Entwicklungen in den 1970er- und 1980er-Jahren auf sonderbare Wege geraten war.

Spontan schien uns ein Wirkungshorizont weit weg vom Vertrauten reizvoll. Und so reisten wir neugierig zu den ersten Gesprächen nach Wien, um in eine unbekannte Welt einzutauchen. Natürlich blieb vieles im Dunkeln, hatten wir doch keine besondere Beziehung zu dieser Stadt gepflegt, geschweige denn zur TU. Fragen nach dem Grund eines „Abstiegs im Universitätsranking“ oder dergleichen interessierten uns nicht, als Architekten setzen wir ja andere Schwerpunkte. Verlockend schien uns sofort, uns den „Schatz“ dieser Stadt über die Lehrtätigkeit erschliessen zu können, mit all ihren Ikonen, die auch Teil unserer Didaktik werden sollten. So stiegen wir in das Verfahren ein und durften nach unserer Berufung die erste Doppelprofessur Österreichs übernehmen.

Die TU Wien gilt mit rund 30 000 Studierenden als eine der grössten Technischen Hochschulen Europas. Allein an der Fakultät für Architektur und Raumplanung waren im Wintersemester 2018/19 knapp 6 000 Hörer eingeschrieben. Welche Strategien entwickelten Sie, um Ihren Unterricht trotz dieser enormen Zahlen umsetzen zu können?

Astrid Staufer: Vermutlich war genau dieser Aspekt ein ausschlaggebendes Argument für unsere Berufung. In unseren gemeinsamen Lehrtätigkeiten an der ETHZ und

an der EPFL hatten wir ein spezifisches Entwurfsverfahren entwickelt, das sogenannte synchrone Entwerfen. Die Methode des Springens zwischen Zeichnungs-, Modell- und Textarbeit schien auch für grosse Studierendenzahlen geeignet. Schon bald aber wurden unsere kühnsten Erwartungen übertroffen. An der EPFL hatten wir mit vier Assistentinnen und Assistenten maximal 40 Studierende im 2. Jahreskurs unterrichtet und ein paar Diplome betreut. So konnten wir uns semesterweise abwechseln, und die Lehrtätigkeit war gut vereinbar mit der Arbeit im Büro. Glücklicherweise erfuhren wir erst häppchenweise, welch ungeheures Portfolio uns in Wien erwartete: eine Vorlesung für 1000 Studierende im ersten Semester, ein Grundkurs mit 800 Studierenden im zweiten, seine Fortsetzung mit 600 Studierenden im dritten, Bachelor- und Masterentwerfen mit rund 100 Studierenden in den oberen Jahren und dazu noch Diplom- und Doktoratsbetreuungen. Ein für Schweizer Verhältnisse ziemlich surreales Anforderungsprofil. (lacht)

Schrittweise nahmen wir uns also der neuen Aufgaben im sogenannten „Massenbetrieb“ an. In der Schweiz wird ja jeder einzelne Arbeitsschritt im Entwurfsunterricht präzise geführt, gelenkt und kontrolliert, um das bestmögliche Resultat zu erzielen. In Wien bot sich uns nun die spannende Denkaufgabe: Wie könnte es gelingen, ein didaktisches Modell zu installieren, das mit gezielten Interventionen greifen würde und langfristig in den Köpfen verankert bliebe? Wäre es möglich, effiziente Arbeitsschritte in eine straffe Methodik einzubinden – ohne die entwerferischen Spielräume einzuschränken?

Sie standen vor der Aufgabe, in einer unbekanntem Stadt eine Professur einzurichten und geeignete Lehrpersonen zu finden. Nach welchen Kriterien haben Sie Ihre Mitarbeiter ausgewählt? Gab es Empfehlungen von Kollegen, oder haben Sie Vertraute aus der Schweiz mitgenommen?

Thomas Hasler: In Österreich ist es nicht vorgesehen, einen Lehrstuhl neu aufzubauen

Spontan schien uns ein Wirkungshorizont weit weg vom Vertrauten reizvoll. Und so reisten wir neugierig zu den ersten Gesprächen nach Wien, um in eine unbekannte Welt einzutauchen.

Astrid Staufer



ASTRID STAUFER und **THOMAS HASLER** führen seit 1994 gemeinsam das Architekturbüro **Staufe & Hasler** Architekten. Parallel zur Baupraxis engagieren sie sich beide immer auch in Forschung und Lehre. 2007-2011 Professur an der ETH Lausanne (EPFL, Fakultät ENAC, Studiengang Architektur, LABEX Laboratoire de l'expression, Atelier Staufe & Hasler), seit 2011 Professur für Architektur und Konstruktion an der Technischen Universität Wien. Zudem wirkt Astrid Staufe seit 2004 - mit Unterbrüchen - leitend am Institut für Konstruktives Entwerfen der ZHAW. 2015 erhielten Astrid Staufe und Thomas Hasler den Grand Prix Kunst / Prix Meret Oppenheim des Bundesamtes für Kultur.

en. Wir übernahmen also einen Grossteil der Mitarbeiter unseres Vorgängers Will Alsop und erhielten nur beschränkte Möglichkeiten, Stellen zu besetzen. Doch bei diesen wussten wir, da müssen wir jetzt eine gute Wahl treffen. Es ging natürlich nicht, Mitarbeiter aus der Schweiz zu rekrutieren. Denn dafür ist der Lohn in Österreich zu niedrig und die Reise zu aufwendig. Die würden nur unglücklich werden. Also haben wir junge Architekten gesucht, die in Wien wohnen, aber einen guten Bezug zur Schweizer Baukultur aufweisen. In unserem bestehenden Stab von rund 30 Assistenten und Lehrbeauftragten verfügten viele über einen unbefristeten, nahezu unkündbaren Beamtenstatus. Der britische Maler und Dekonstruktivist - eine interessante und durchaus bezeichnende Besetzung am Lehrstuhl für Konstruktion - hatte seinen Unterricht eher in Form von Meisterklassen gestaltet. Also mussten wir zuerst einen Findungsprozess mit unserem Lehrpersonal entwickeln, der natürlich für beide Seiten eine Herausforderung darstellte.

Und leider gab es auch keine Bibliothek am Institut - die war verschwunden. Wir wissen nicht, ob man sie weggeworfen hat oder verschenkt, auf jeden Fall waren keine Bücher da. Wir fanden noch ein paar Kataloge über Glas- und Stahlbau, doch die Geschichte und die Theorie der Konstruktion waren abhandengekommen - „nicht referenziell“ würde man wohl heute dazu sagen. (lacht)

Die Studierenden scheinen bisher mit Formen des Unterrichtes konfrontiert gewesen zu sein, die sich von den etablierten Methoden an Schweizer Hochschulen enorm unterscheiden. Wir wirkten sich diese Bedingungen auf Ihr Architekturverständnis und Ihre Arbeitsweise aus?

Thomas Hasler: Am Anfang war es für uns schwierig, mit den Studierenden eine gemeinsame Sprache zu finden. Denn sie waren sozusagen geschichtslos. Ihr Zugang zum Entwerfen war vor allem emotional und intuitiv geprägt. Es gab ziemlich viele, die den Namen Loos noch nie gehört hatten

- in Wien. Dass ihnen Le Corbusier auch im Masterstudium nichts sagte, war eher die Regel als die Ausnahme. Sie kannten nur sehr wenige Architekten oder Referenzen, denn sie hatten ja immer nur aus ihrem Bauchgefühl heraus entworfen. Da war einfach eine Verwirrung entstanden, denn dieses Land verfügt ja über eine reiche Architekturgeschichte.

Besonders der Konstruktionsunterricht hatte eine unbestimmte Destination - in Österreich ist oft das Ungeklärte das Programm. Einerseits standen künstlerische Aspekte im Vordergrund, und andererseits wurde von den Studierenden beinahe gewerkschaftlich verlangt, ganz pragmatische Detail- und Polierpläne zu zeichnen. Das war eine Art Existenzgrundlage für sie, da praktisch alle während des Studiums in Architekturbüros arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Doch dies führte auch zu einer enormen Diskrepanz.

Die Studierenden mussten einen Spagat machen zwischen einer recht beliebigen und kriterienlosen Form von Entwürfen und sehr biederen Lösungen von technischen Details. So wurde zum Beispiel jeder chemische Bestandteil eines Estrichbodens geprüft. In den Lehrmitteln fanden sich vierzig Jahre alte Konstruktions- und Schreinerdetails. Das Terrassenanschlussdetail war sozusagen der Schlüssel zum Diplomingenieur.

Diese Entwicklungen standen im Zusammenhang mit der 1968er-Bewegung und ihren Folgeerscheinungen. Damals etablierte sich ein sehr theoretischer, künstlerischer und auch kontroverser Bezug zur Architektur. Diese Art zu denken, spielte an der TU Wien über all die Jahrzehnte eine grosse Rolle und ist dort teilweise immer noch verankert. Sie bestimmte natürlich auch die Kriterien, nach welchen die Professoren und das Lehrpersonal ausgewählt wurden.

Dieses „Andersmachen“ hatte einen hohen Stellenwert. Wir hörten das oft von unseren Studierenden: „Mal was anderes.“ Das war ein Kriterium. Ich sage es jetzt einmal ganz böse: Auch Bauten von Coop Him-

Und leider gab es auch keine Bibliothek am Institut - die war verschwunden. Wir wissen nicht, ob man sie weggeworfen hat oder verschenkt, auf jeden Fall waren keine Bücher da.

Thomas Hasler





melblau sind „etwas anderes“ – sind eine Antithese. Doch wenn man sich immer nur im Gegenmodus bewegt, wird es irgendwann schwierig.

Welche konkreten Massnahmen und Schritte konnten Sie setzen, um wieder ein umfassendes und integratives Verständnis von Entwurf und Konstruktion zu etablieren?

Astrid Stauffer: Unser Ziel war es, Kriterien einzuführen. Ein konstruktiver Entwurf beginnt für uns nicht – wie von Thomas erwähnt – „im Bauch“ und beim Windpapier, er baut auf einem integral zusammenhängenden Grundverständnis auf. Allerdings wollten wir nicht mit wehenden Fahnen eine Schweizer Architektur nach Wien tragen. Dieser Ruf eilte uns natürlich voraus: Jetzt hält die Schweizer Kiste Einzug! Keinesfalls wollten wir zur Meisterschule werden, um eine Schweizer Stilistik in Wien zu installieren. Vielmehr ging es um eine Methodik, mit der vielleicht auch das „Wienerische“ wiederentdeckt werden könnte. Fast ein bisschen nach dem Modell von Aldo Rossi, der in seiner Lehrtätigkeit an der ETH in den 1970ern die Schweizer Architekturkultur durch neue Methoden befruchtet hat, uns aber vor der Übernahme seiner Stilistik verschonte. Manchmal sind Umwege erforderlich, um das in Vergessenheit Geratene zurückzuerobern.

Uns interessiert nicht vordergründig, wie das Ergebnis aussieht. Wir haben den Anspruch, professionelle Fertigkeiten zu vermitteln, die das Entwerfen wieder zu einem Handwerk machen, in dem es Instrumente und eben auch Kriterien gibt. Die Grundlage eines jeden Entwerfens ist ein solider Fundus an Wissen, ein Referenzsystem als Fundament, aus dem die Inspiration für das eigene Schaffen emporwächst. In der Architektur gibt es keine „Erfindungen“. Jeder Architekt leistet seinen Beitrag zur Geschichte, indem er Vorhandenes interpretiert, weiterentwickelt und – daraus ableitend – Eigenes hinzufügt. Wir alle sind Mitgestalter dieses Kanons, ein stetes Geben und Nehmen. Dies möchten wir den Studierenden vermitteln.

Konkret haben wir ein Verfahren entwickelt, das mit „Ikonen“ der Architekturgeschichte operiert, auch mit Ikonen der Wiener Baugeschichte. Im ersten Arbeitsschritt analysieren die Studierenden ausgewählte Werke und benennen ihre Kriterien. Wir fordern sie auf, genau hinzuschauen. Mit welchen Mitteln wird in diesem Gebäude das Tragwerk ins Verhältnis zum Licht gesetzt? Wie wird die Bewegungsführung inszeniert? So beschreiben sie ihre Erkenntnisse, stellen sie zeichnerisch dar und bauen grossformatige Modelle. Durch das profunde Kennenlernen ihrer Ikone entwickeln sie eigene Interessen und Zugänge zu Themen, die sie begeistern. Wir versuchen, ihre Aufmerksamkeit von der äusseren Form auf das innere Wesen eines Projektes zu lenken. Statische und konstruktive Prinzipien werden so zum Motor im Entwurfsprozess. Dieses Vorgehen war zu Beginn recht anspruchsvoll, da viele Mitarbeitende, die wir übernommen haben, mit der Arbeitsweise nicht vertraut waren. So bestand unsere Aufgabe anfangs vor allem im Betreuen der Betreuer, bis die neuen Methoden verinnerlicht waren. Und ich muss sagen: Unser Wiener Team ist unglaublich motiviert und engagiert! Da achtet niemand auf Stundenbudgets. Oft werden die Projekte bis Mitternacht mit den Studierenden besprochen und diskutiert. Jeder fühlt sich enorm verantwortlich und gibt viel, auch viel Eigenes und Persönliches.

Sie lehrten in den vergangenen Jahren an der ETH sowie der EPFL und leiten seit 2015 auch das Institut für Konstruktives Entwerfen an der ZHAW in Winterthur. Dadurch haben sich Ihnen profunde Einblicke in die Organisationsstrukturen verschiedener Hochschulen geboten. Gibt es Besonderheiten, welche die TU Wien aufweist?

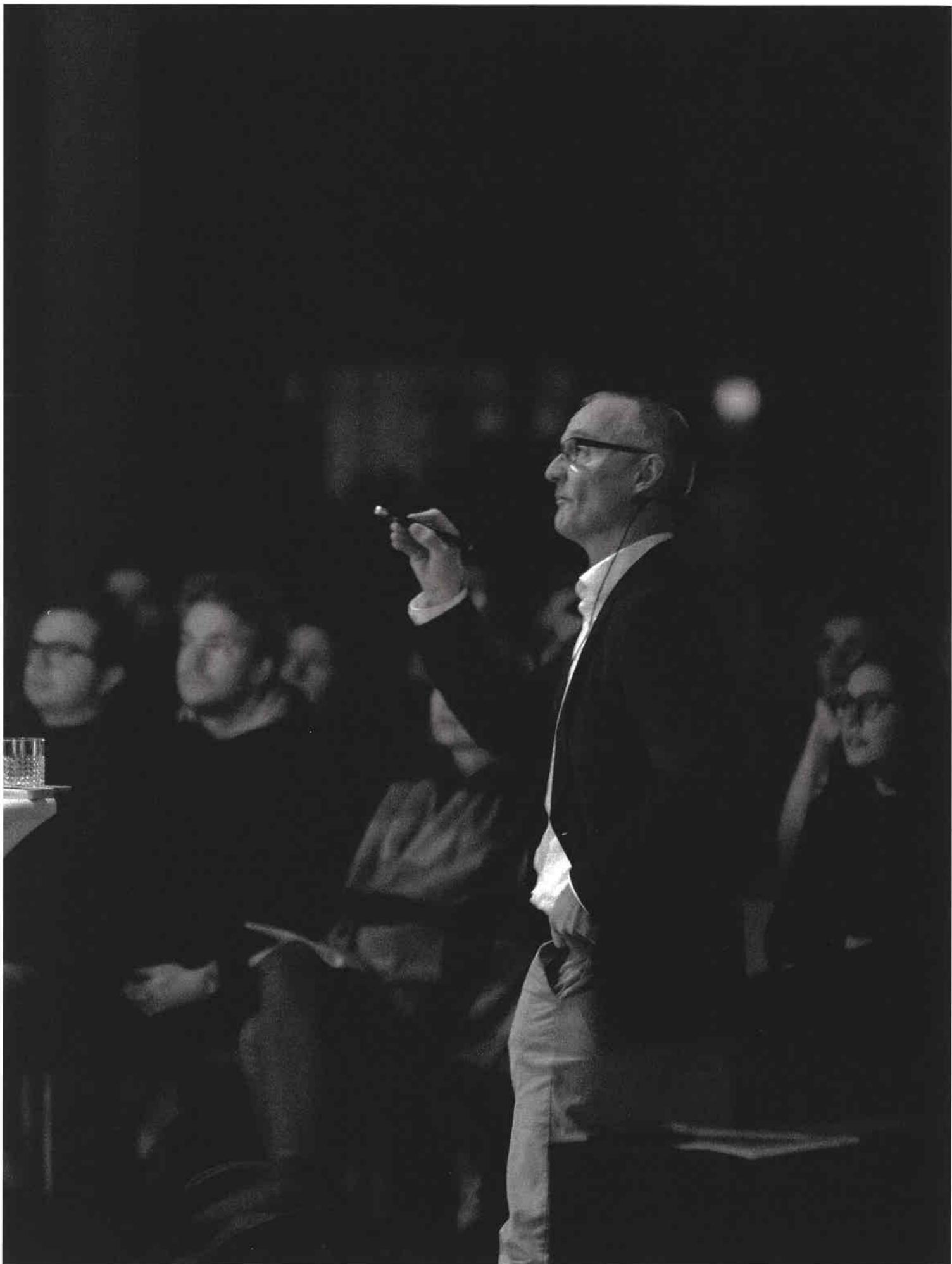
Astrid Stauffer: In Österreich ist die Autonomie der Professuren viel stärker gewichtet als in der Schweiz. Auf unsere anfänglichen Fragen nach den übergeordneten Zielen sagte man uns: „Hier haben Sie die absolute Lehrfreiheit. Sie können es machen, wie Sie wollen.“ Jeder sucht seinen

Astrid Stauffer und Thomas Hasler entwickelten eine Lehrmethode, die auch mit Ikonen der Wiener Baugeschichte operiert.

In der Architektur gibt es keine „Erfindungen“. Jeder Architekt leistet seinen Beitrag zur Geschichte, indem er Vorhandenes interpretiert, weiterentwickelt und – daraus ableitend – Eigenes hinzufügt.

Astrid Stauffer





eigenen Weg im Massenbetrieb, ist auf sich gestellt. Das hat Vor- und Nachteile. Die Lehrstühle erscheinen uns Schweizern als kleine Kaiserreiche, hierarchisch gegliedert, wie in der Habsburger k. u. k. Monarchie. (lacht) Durch interne Reorganisationen sind diese Strukturen nicht mehr so ausgeprägt, doch jede Abteilung definiert und entfaltet sich nach den eigenen Vorstellungen. Es gibt zwar eine Studienplankommission, die seit Jahrzehnten bestrebt ist, Ordnung in diesen sich selbst entwickelnden Organismus zu bringen. Die Kräfte aber heben sich oft gegenseitig auf. Unter den auch zahlreich neu berufenen Professoren und Professorinnen hat sich inzwischen aber ein konstruktiver Austausch entwickelt. Man sucht vermehrt die Kooperation und definiert gemeinsam die Ziele der Ausbildung – eine erfreuliche Entwicklung.

Thomas Hasler: In der Schweiz werden Universitäten geleitet, konzipiert und von oben geführt. Der Lehrplan der TU Wien zum Beispiel wird sehr stark basisdemokratisch mitbestimmt. Das ist auch bei den Berufungen so. Die Wahl erfolgt durch Kommissionen, die sich aus den drei Ebenen von Studierenden, Mittelbau und Professoren sowie externen Beratern zusammensetzen. Aus diesem Grund gibt es auch sehr viele Ausschüsse und langwierige Sitzungen in Wien. Und das Abstimmungsverhalten entspricht manchmal fast einer Hofintrige. (lacht)

Astrid Stauffer: So lässt sich wahrscheinlich auch die grosse Tragödie der TU Wien erklären: Dass nämlich einige der bedeutendsten zeitgenössischen Architekten Österreichs – unter ihnen Hermann Czech, Heinz Tesar oder Adolf Krischanitz – als Professoren und Dozenten in der Schweiz oder in Deutschland prägend waren, aber nie die Chance hatten, „zu Hause“ zu lehren. Ein grosser Verlust für die österreichische Architekturkultur! Im internen Gerangel waren externe Besetzungen wohl einfach ungefährlicher. Andere Hochschulen haben da mehr auf eine Mischung aus regionalen Bezügen und einem Blick von aussen gesetzt.

Inzwischen verbindet Sie eine langjährige Beziehung mit der österreichischen Hauptstadt. Sie haben ihre Geschichte, Architektur, Kultur und wohl auch die Mentalität ihrer Bewohner fundiert kennen gelernt. Welche positiven Erfahrungen nehmen Sie in professioneller wie auch persönlicher Hinsicht mit in die Schweiz?

Astrid Stauffer: Ich glaube nicht, dass der enge Kontakt zu Wien unsere Architektur direkt beeinflusst hat. Der Architekt wird in Wien gerne als Künstler verstanden – in schwarzer Kluft und mit wehender Halsschleife. (lacht) So sehen wir uns eher nicht. Vielleicht aber fliesst indirekt in unsere Entwürfe ein, dass wir uns mit einer anderen Art zu denken und zu bauen auseinandergesetzt haben. Das Entwerfen wird komplexer, vielschichtiger, reicher durch die Erfahrungen ausserhalb des engen Heimathorizontes.

Persönlich habe ich durch die fast unlösbare Aufgabe, die uns in Wien gestellt wurde, gelernt, die Wichtigkeit von Einzelaspekten und den „Schweizer Bierernst“ zu relativieren. Sich auch mal zurückzulehnen – und vor allem Humor zu üben. Wir werden hierzulande mit einer zunehmenden Normierung und Standardisierung konfrontiert, die bedrohliche Ausmasse annimmt. Alles muss gleichzeitig bewältigt werden. Da tut es gut, gelernt zu haben, dass es stets unerwartete Lösungen gibt, auch wenn einem das Wasser grad bis zum Hals steht.

Thomas Hasler: Ich mag den Wiener Schmäh – der ist positiv, der bringt mich zum Lachen. Sogar diese gespielte Arroganz der Kellner im Kaffeehaus. Am Anfang hat mich das ja schon etwas genervt, doch mittlerweile finde ich es lustig. Vielleicht kommt das bei uns Schweizern sogar noch mehr an – für uns ist es ja wie im Theater. Auch wenn es manchmal mühsam ist, man wird in dieser Stadt um viele Geschichten reicher. In Lausanne haben wir in einer fremden Sprache unterrichtet. In Österreich dagegen können wir Deutsch sprechen, doch der Exotikfaktor von Wien ist um vieles grösser. ■

Das Portfolio an der TU Wien sah zu Beginn ihrer Lehrtätigkeit eine Vorlesung für 1000 Studierende und Entwerfskurse mit bis zu 800 Teilnehmenden vor.

In der Schweiz werden Universitäten geleitet, konzipiert und geführt – an der TU Wien hingegen wird sehr stark basisdemokratisch mitbestimmt.

Thomas Hasler

”